



Sándor Márai
Befreiung

roman

PIPER

dafür sorgte, dass das Opfer weggeschafft wurde. Leichentücher gab den Toten niemand, denn Leichentücher waren teuer.

All das geht schon seit Wochen so. Und jetzt ist bald Weihnachten. In den Kellern stellen die Bewohner der Häuser gemeinsame Herde auf und kochen und backen. Eine Art Ernährungswut hat die Menschen überfallen, auch die Armen panschen sich Drei-Gänge-Menüs zusammen, es gibt keinen Schwarzmarkt mehr, keine amtliche Versorgung, es ist an der Zeit, die Reserven zu verschlingen, es gibt Fleisch, massenweise, in Schmalz ausgelassene, in Fässchen aufbewahrte Rippchen, halbe Gänse kommen zum Vorschein, ganze Schinken, Wein und Pálinka überall. Doch die Töpfe sehr vieler Menschen sind leer, die Bewohner ganzer Stadtviertel fristen mit lauwarmen Bohneneintöpfen mühsam ihr Leben mitten im allgemeinen Schlemmen.

Erzsébet liegt im kalten Dienstbotenzimmer auf dem Bett. Die Fensterscheibe hat der Luftdruck schon vor einigen Tagen zerbrochen, es lohnt nicht zu heizen. Sie friert nicht. Hitze fährt ihr durch den Körper. Sie denkt an den Sabbatarier, an die dunkle Stadt, die Kettenbrücke, die Maschinengewehre im Becken des bunten Springbrunnens, an den Vater, wie er auf dem Bauch in der Grube verschwindet, unter den Sternen, die er jetzt eine Weile nicht sehen wird, an Tibor, der gesagt hat: »... moralische Widerstandskraft« und wütend geschaut hat, mit blutlosem, zitterndem Mund, und der in seinem Ärger und seiner Verbitterung ins Ausland gegangen ist und Erzsébet zurückgelassen hat.

Das ist die Wirklichkeit, er hat mich hiergelassen, denkt Erzsébet. Hat mich hiergelassen mit Vater, den die Deutschen suchen und andere Leute, die sagen, sie seien Ungarn, weil sie Ungarisch sprechen, und die Armbinden tragen, Armbinden mit dem Árpádschild und Maschinenpistolen. Und die jeden ermorden, der ihnen in die Finger gerät, den Vater würden sie töten, wenn sie könnten, mich auch ... Daran denkt sie. Und wieder: »Die moralische Widerstandskraft.«

Dies sind die gewissen Männerworte, mit denen Männer alles Unlösbares einhüllen und wegpacken können, was sie nicht von innen heraus mit allen Konsequenzen lösen können. Männer verfügen über solche Worte. Aber Erzsébet weiß bereits, dass dies nur Worte sind. Die Wirklichkeit ist etwas anderes.

Die Wirklichkeit ist, dass Erzsébet, wenn sie an Tibor denkt, auch heute noch, nach einem Jahr, eine besondere Vertrautheit verspürt. Nicht nur das bloße Gefühl, sondern richtig körperliche Nähe. Mit Leib und Seele vertraut sie diesem blassen und traurigen Menschen, der ins Ausland gegangen ist und Erzsébet mit dem Vater unter den Bomben und Mördern zurückgelassen hat. Dieses tiefe Vertrauen in Erzsébet kann nichts auslöschen. Das hält sie am Leben. Sie schließt die Augen, und das Gefühl der Vertrautheit kreist in ihrem Körper wie elektrischer Strom. Er ist weggegangen, weil die Menschen verrückt sind, weil Hass zwischen den Menschen ist, weil sie alles verwüsten und zerstören.

Auf einmal wird sie ruhig, obwohl das Haus ab und an von einer nahen Detonation erschüttert wird. Der Vater liegt im Keller des Nachbarhauses auf dem Bauch, nachts gehen

Männer mit Maschinenpistolen von Keller zu Keller, leuchten den Schlafenden in den Luftschutzkellern mit Batterielampen ins Gesicht, reißen manchmal jemanden, einen Mann oder eine Frau, aus dem Schlaf – Jude!, schreien sie –, schleppen ihn weg, erschießen ihn vor dem Tor, und dann kommen sie ins Haus zurück und plündern. Am Arm den Árpádschild. Sie sprechen Ungarisch, seltener Deutsch.

Erzsébet aber ist voller Zuversicht. Der Vater wird überleben, und Tibor kommt zurück, zu ihr persönlich, zu Erzsébet. Er kommt zurück, egal ob da eine Grenze ist oder nicht. Und wenn es keine Brücke gibt, schwimmt er eben über die Donau oder kommt über die Eisschollen zu Fuß, aber er kommt zurück! Es dauert nicht mehr lange. Was? Nun, das, was begonnen hat. Die Belagerung oder der Krieg? Erzsébet spürt, dass diese Wörter nicht das Wesentliche benennen.

Die Belagerung und der Krieg sind nur Folgen. Aber was nicht mehr lange dauern kann, was bald zu Ende sein wird, was tatsächlich unerträglich ist und deshalb nicht ewig dauern kann, ist der Hass. Das Funkeln in den Augen der Menschen. Der Hass, mit dem sie einander ansehen, im dunklen Keller und auf der noch dunkleren Straße oder tagsüber über die mit braunem Packpapier abgedeckten Leichen hinweg. Dieser Blick, in dem ein dunkles Licht brennt. Alle haben diesen Blick in den Augen. Hass, Angst, Schuldbewusstsein, Erbarmungslosigkeit, wahnsinnige Wut, zähneknirschende Gier funkeln in diesem Blick. Das ist es, was nicht mehr lange verweilen darf, dieses dunkle Licht, das von der Welt verschwinden soll. Und dann? Der Vater wird aus der Erde hervorkriechen und wieder zu den Sternen aufsehen, mit demselben zweifelnd-aufmerksamen Blick, mit dem er sonst auch die Dinge auf der Erde betrachtet hat, als würde ihn alles amüsieren, die Sterne und die Menschen. Und Tibor kehrt heim zu Erzsébet.

Jetzt erbebt das Haus. Das muss tatsächlich ganz nahe gewesen sein. Erzsébet richtet sich auf, sie sucht den Beutel, in dem sie ihre verbliebene Habe zusammengepackt hat, in der Thermosflasche das Trinkwasser, den Zwieback, einige Bilder, die Dokumente von Erzsébet Sós, und geht hinunter in den Keller. Im Treppenhaus schwanken Schatten umher. Das große Haus beginnt zu summen wie ein Bienenstock vor dem Schwärmen. Viele, die sich schon seit Wochen nicht um den Alarm kümmern, erscheinen auf der dunklen Treppe, mit Paketen, schwerfällig dahintrottend, aufgeregt schleppen sie sich ab, sie eilen in das geschütztere untere Souterrain des Treppenhauses. In den Keller gehen sie noch nicht hinunter, sie zögern.

In den vergangenen Wochen sind in der nun schon dauerhaft anhaltenden Gefahr alle abgestumpft. Die Luftschutzkeller haben Dauerbewohner, die mit angespannter Angst Tag und Nacht unter der Erde kauern, aber die Mehrheit der Menschen in dem großen Mietshaus hat sich an die Gefahr gewöhnt wie ein Soldat an das Feuer. Doch jetzt, diese Detonation gerade muss tatsächlich in der Nähe gewesen sein. Irgendjemand weiß schon, dass das Nachbarhaus brennt. Der Blockwart holt Leute zum Löschen. Erzsébet geht auf das Tor zu, der Hauswart aber schickt sie in den Keller.

Jetzt greifen die russischen Flieger in einer neuen Welle an, ganz in der Nähe fallen Bomben, von der Straße taumeln dunkle Gestalten ins Treppenhaus. Zwei Männer bringen jemanden auf der Trage, verhandeln mit dem Hausmeister und dem Hauswart, diskutieren aufgeregt. Schließlich gehen die Ankömmlinge mit der Trage auf den Keller, den Luftschutzraum zu. Im Treppenhaus verbreitet sich die Nachricht, das Nachbarhaus sei eingestürzt, und die Frauen, Kinder und Kranken würden aus dem dortigen Luftschutzraum hierher übersiedelt werden, in den Luftschutzraum von Erzsébet's Haus.

Diese Nachricht bringt Unruhe ins Haus. Alle eilen jetzt in den Keller hinunter, ob mit Gepäck oder ohne. Die Bewohner fürchten, dass die Nachbarn, die Fremden, die hier hergezwungen wurden, die besseren Winkel des Luftschutzraums besetzen. Diese vorsichtige Angst ist nicht ohne Grund. Erzsébet geht in den Keller hinunter, auf der Schwelle der Stahltür bleibt sie stehen. Drei große Gewölberäume befinden sich hier, die modrige, feuchte Luft, dieser herbe, bittere Geruch berührt sie wie ein körperlicher Stoß. Unschlüssig steht sie auf der Schwelle, als spürte sie, dass dies der Augenblick sei, in dem sie nicht zu einem Gelegenheitsbesuch in dem unterirdischen Versteck einkehre, sondern dass auf diesen Schritt ein längerer, endgültiger Aufenthalt folgen werde. Mit dem Bündel in der Hand sieht sie sich unsicher um.

In den geräumigen, weiß gekalkten großen Räumen ist ein Gedränge wie auf dem Bahnsteig einer Untergrundbahn. Dies ist jetzt ein anderer Anblick als der, den Erzsébet in den vergangenen Jahren in Luftschutzräumen gesehen und erlebt hat. In den Stunden der englischen und amerikanischen Fliegerangriffe war der Luftschutzraum nur so etwas wie ein Übergangskriegsschauplatz, nur ein Ort, an dem eine Art Erste Hilfe in der Not ausgeteilt wurde, man setzte sich auf eine der Bänke wie im Kino und wartete, dass die Vorstellung begann, die niemals lange dauerte, denn nach ein oder zwei Stunden war meistens Schluss. In Häusern, deren Grundmauern dick und taub den Lärm der Außenwelt aufsaugten, nahmen die Bewohner gar nicht viel von den Szenen des draußen sich abspielenden Dramas wahr; das Licht der Glühbirnen erlosch für einen Augenblick, wenn die einschlagenden Bomben irgendwo ein Kabel beschädigten, das war alles.

Aber dieses Bild jetzt ist anders. Erzsébet wird zur Seite geschoben, denn andere drängen sich hinter ihr herein. Die Trage wird gebracht, und jetzt im elektrischen Licht sieht sie den Kranken auf der Trage: ein älterer Mann, kahl, rasiert, blass, der selbst auf dieser Trage mit einer Art Vornehmheit gekleidet ist. Er liegt ruhig da, hält ein Buch in der Hand, mit einer schützenden Bewegung drückt er das Buch ans Herz, als wäre dies seine einzige Waffe in dieser eigenartigen Situation.

In den Luftschutzraum des großen Mietshauses passen viele Menschen, die Bewohner sind etwas mehr als hundert, aber auch für die Ankömmlinge aus dem Nachbarhaus bleibt Platz. Bisher herrschte in den Räumen eine Art Theaterordnung, wie an einem Ort für öffentliche Vorstellungen, in einem sonderbaren Zuschauerraum: In der Mitte der Kellerräume standen regelmäßig angeordnet Bänke, nur die bequemeren Besucher haben

schon früher Lehnstühle und rohrgeflochtene Gartenmöbel für den Aufenthalt in der Unterwelt heruntergeschleppt.

Diese Ordnung kommt jetzt durcheinander. Die Bänke werden auseinandergenommen, an ihrer Stelle werden Liegegelegenheiten errichtet. Federbetten, Matratzen, Kissen reihen sich am Boden auf, aus der Bettwäsche fliegen Federn in die modrige Luft. Das Licht brennt, neben dem Eingang hängen Anschläge, die die Gefahren von Luftangriffen darstellen, und Spaten, Spitzhacken, Eimer mit Sand, eine echte Feldarztausstattung: ein Tisch mit Verbandszeug und Arzneien. Ein Bewohner des Hauses, ein Arzt mit der Armbinde des Roten Kreuzes, ordnet im schwatzenden, wimmelnden Chaos ruhig seine Sachen. Er bereitet Watte vor, Verbandszeug, Instrumente, als wäre all das das Natürlichste auf der Welt, ein klinischer Anschauungsunterricht für Uneingeweihte.

Jetzt, da sich die Ankommenden nicht mit dem Ziel vorläufigen, gelegentlichen Verweilens auf den Bänken niederlassen, sondern sich sichtlich gierig und eilig auf einen längeren Aufenthalt einrichten, auf Liegen, Kochen, Essen, Zeitvertreib, fällt auf einmal auf, dass der Raum in diesen drei Kellern nicht allzu reichlich ist. Einige streiten sich bereits um die Eckplätze. Erzsébet geht unschlüssig zwischen den Matratzen umher, zwischen den Frauen, die Kinder wiegen und beruhigen, die Betten machen und Lebensmittel verstauen. Die Männer stellen Bettgestelle auf, gestalten Liegestühle geschickt zu Schlafplätzen um, breiten die zusammenklappbaren Eisenbetten aus den Dienstbotenzimmern aus. Im mittleren Keller liegen schon viele auf vorläufigen Liegeplätzen, die Neuen aus dem Nachbarhaus werden von den alten Bewohnern feindselig weitergeschickt, in den engeren, dunkleren dritten Kellerraum.

Erzsébet geht mit den Fremden. Der Mann, der auf der Trage in den Keller gebracht wurde, liegt schon in einem dunklen Kellerwinkel, reglos, das Buch in der Hand, er hat keinen Blick für den Rummel um ihn herum, mit weit geöffneten Augen starrt er die flackernde Glühbirne an. Erzsébet setzt sich zwischen einer jungen Frau und dem Mann auf der Trage auf eine Art Matratze, die die fremde Frau ihr stumm zeigt. Ihr Schutzraumbündel legt sie an der Wand ab, sie wird es gut als Kissen brauchen können, wenn man schon hier schlafen muss. Sie holt eine Decke aus dem Bündel heraus und deckt sich die Beine zu, mit dem Rücken an die Kellerwand gelehnt.

Ein ziemlich guter Platz, empfindet sie zufrieden und sonderbar beruhigt. Sie betrachtet das bewegte Bild, es ist ihr nicht völlig neu und unbekannt, aber in dieser Version hat sie es noch nie gesehen. Die Menschen richten sich jetzt offensichtlich auf einen Daueraufenthalt ein. Das ist der großen Hektik und Geschäftigkeit zu entnehmen. Alle – auch Erzsébet – wissen, dass es sich diesmal nicht mehr um einen der gewohnten Luftangriffe handelt. An diese ist man schließlich schon gewöhnt. Als es noch Sirenen gab, als das Radio noch sendete, gab es sogar während der Luftangriffe weiterhin eine Art verzerrter menschlicher Ordnung. Als würden die behördlichen Regeln auch inmitten tonnenschwerer Bomben, die vom Himmel herabfallen, noch gelten. In allem herrschte Ordnung, im Radio wurde schon

eine halbe Stunde vorher angesagt, dass einige oder mehrere Maschinen oder ein »stärkerer Verband« über die Landesgrenze »eingeflogen« seien. Man hörte die Radionachrichten und nickte.

Große Ordnung herrschte im Land, das war ihr Gefühl. Spöttisch dachte sie an diese Ordnung, die in Wirklichkeit Vernichtung und Auflösung war, aber trotzdem spürte sie in der Tiefe ihres Herzens eine Art Zufriedenheit und vorsichtige Hoffnung, weil die Behörden noch funktionierten und gutgläubige Menschen sogar noch hoffen konnten, dass sich hinter diesen Nachrichten eine ernsthafte Verteidigungsbereitschaft verbarg. An der Grenze stehen die Luftschutzkanonen, halten die deutschen und ungarischen Jagdflugzeuge Wacht. Wie viele? Niemand wusste es, und jetzt, da die hinterhältigen »stärkeren Verbände« in den »Luftraum des Landes« eingeflogen sind, kommen die englischen und amerikanischen Piloten schnell ins Schwitzen, weil die heimatlichen Luftschutzkräfte sich bewegen und die »angreifenden Verbände« zerschlagen, die gezwungen sind, ihre Bomben »planlos« vom Himmel zu werfen, ziellos und überflüssig, sie können ja keine »militärischen Ziele« zerstören. Die Zivilbevölkerung hörte und las diese Nachrichten, und wer eine geringere Urteilskraft besaß, wer vertrauensselig war, wer sich von jeder Falschmeldung betrügen und besänftigen ließ, glaubte vielleicht auch diesen beruhigenden Stimmen.

Die Gesamtheit der »Zivilbevölkerung« wusste aber, dass all das nur Honigbrot war, eine Abart der Kriegslügen. Der Zivilbevölkerung war es letzten Endes gleichgültig, ob die feindlichen Piloten die tausend Kilo schweren Bomben »ungeplant« abwarfen oder zielgerichtet, denn die Bomben trafen meistens zivile Häuser und Höfe, Brücken und Schutzräume.

Trotzdem, es herrschte Ordnung. Das Radio verstummte, und eine weinselige Stimme, eine männliche, kündigte mit vorgetäuschter Ruhe und Überlegenheit an, dass das Radio sein Programm für unbestimmte Zeit unterbreche. Bislang hatte das Radio noch Schubert gespielt, die Melodien aus dem *Dreimäderlhaus*. Jetzt schwieg es. Die Luftschutzberichte im Rundfunk veränderten sich von Woche zu Woche, weil noch immer »Ordnung« herrschte, die Macht sorgte noch immer für die Zivilbevölkerung, in den Kellern mussten Wasser und Sand »gespeichert« werden, die Hauskommandanten konnten in den Stunden der Luftangriffe ihre menschlichen oder unmenschlichen Triebe ausleben. Frauen, die herrschsüchtig und verhärtet geworden waren, kommandierten übertrieben wichtigtuerisch herum. Pensionierte Männer herrschten zugleich mit kämpferischer Niedertracht über die kleine Gemeinschaft, die im Keller hockte und auf ihr Schicksal wartete. Das Radio sendete ja, ließ Militärmärsche prasseln, wahrscheinlich, um den Feigen und Kleingläubigen Mut einzuflößen.

Denn die »stärkeren feindlichen Verbände«, mehrere Hundert mächtige amerikanische Flugzeuge, die in der Höhe wie silberne Schmetterlinge glänzten und die nichts und niemand auf ihrem Weg aufhalten konnte, die wenigen Jagdflugzeuge der »ungarischen Luftwaffe« ebenso wenig wie krachende und röchelnde Flugabwehrkanonen, hatten den